Südamerikanische Bilder und Skizzen.

Das beste Mittel, um Spanisch zu lernen.

Ich saß mit meinem Freunde Don Pedro Rodriguez del Campo bei einer Flasche eisgekühlten Champagners in dem hübschausgestatteten Speisesalon der Rotisserie Francaise zu Buenos Aires. Wir waren beide sehr guter Laune, denn wir hatten vortrefflich zu Abend gegessen. Als wir nun aus frischen Havannas blaue Wolken aromatischen Dampfes vor uns hinbliesen und behaglich von diesem und jenem plauderten, konnte ich nicht umhin, mich bedauernd darüber zu äußern, daß ich trotz eifrigen Studiums der Grammatik im mündlichen Gebrauch der Landessprache nur recht langsam Fortschritte mache, worauf mein Freund lächelnd sagte:

Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, caro amigo, daß das lediglich Ihre eigene Schuld ist. Sie wissen gewiß ebenso gut wie ich, daß man eine Sprache nicht aus den Büchern lernt, wenigstens nicht sprechen lernt, sondern daß dazu vor allem praktische Uebung nöthig ist. Weshalb suchen Sie nicht Gelegenheit zu solcher, indem Sie mehr mit Hiesigen verkehren?

Ich versuchte ihn zu unterbrechen, allein er ließ mich nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

Ich weiß, es geht Ihnen darin wie den meisten Europäern, die irgend eine Laune des Schicksals auf das Pflaster dieser vielsprachigsten aller Städte schleudert, wo jeder von euch unter dem Namen der deutschen, englischen, französischen, italienischen „Colonie" ein Stück der Heimath wiederfindet. Man kann ja hier unter 70,000 Italienern vollständig auf italienische, unter 40,000 Franzosen auf rein französische, unter 20,000 Engländern und Yankees auf stockenglische und unter 8—10,000 Germanen auf echt deutsche Art leben, in deutschen Kneipen deutsches Bier trinken, deutsches Sauerkraut essen, deutsche Cigarren von höchst zweifelhafter Güte rauchen, sich schließlich auf gut deutsch langweilen und dabei vergessen, daß um das coloniale Dorf der in allen Farben der Malerpalette schillernde, in allen Zungen redende, singende und weinende Menschenstrom eines modernen Babels fluthet. Ich gebe sogar zu, daß das seine Annehmlichkeiten oder doch wenigstens seine Bequemlichkeiten haben mag; allein wer so lebt, der kann Jahrzehnte unter uns Argentinern wohnen, und wird doch nicht nur dem Namen und der Nationalität nach, sondern auch gesellschaftlich uns fremd gegenübersehen, die Landessprache immer nur höchst nothdürftig handhaben und vor allem niemals einen tiefern Blick in das innere Leben unserer einheimischen Gesellschaft thun.

Ach, die einheimische Gesellschaft! Reden Sie mir nicht davon, Don Pedro. Giebt es denn in dem Völkermischmasch, dessen kunterbunte Außenseite Sie eben so richtig zeichneten, wirklich noch eine ausgesprochen inländische Gesellschaft, die sich ihre berechtigten und unbestrittenen Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche bewahrte und sie nicht der Mode oder dem Ton zum Opfer brachte?

Gewiß, mein Lieber, es giebt noch eine solche, nur müssen Sie ihre Vertreter nicht in den Palästen jener gesellschaftlichen Emporkömmlinge suchen, für die das non plus ultra aller Feinheit und alles guten Geschmacks in der kritiklosen Nachäffung ihrer Pariser Vorbilder besteht, denn diese Art von Leute kehrt nach der ersten kurzen Euro arcise gewöhnlich vollständig französirt zurück, um fortan mit überlegenem Lächeln auf die indianischen Criollos herabzusehen, die noch nicht den Vorzug genossen haben, von der Kultur der Boulevards beleckt zu werden. Dennoch finden sich gerade in den Kreisen dieser letzteren nicht allein ehrenhafte Grundsätze, wirklicher Adel der Gesinnung und herzlich gebotene Gastfreundschaft, sondern auch ein gemüths- und reizvolles Familienleben, das die althergebrachte Eigenart treu bewahrt und eben deshalb der Beachtung und Aufmerksamkeit des Fremden werth ist.

Ich zweifle nicht, daß Sie recht haben, aber diese Gesellschaft ist eben für den Fremden schwer zugänglich.

Keineswegs, wie ich Ihnen zu beweisen gedenke. Ist es Ihnen sonst recht, so führe ich Sie am nächsten Sonntag in eine gute alte Criollo-Familie, die zu unserer besten Gesellschaft gehört und mir seit langem befreundet ist. Dort müssen Sie wohl oder übel mit Ihrem Spanisch herausrücken, namentlich wenn Sie den hübschen Mädchen, die Sie dort finden werden, gehörig den Hof machen wollen, was ich Ihnen als das beste Mittel, unsere Sprache zu lernen, anempfehle.

Ich lachte: Und fürchten Sie dabei nicht für mein Herz, Amigo Pedro? Doch einerlei, ich nehme Ihr freundliches Anerbieten dankbar an und erwarte Sie also am Sonntag Nachmittag in meiner Wohnung.

Es war an dem bezeichneten Tage kurz nach 2 Uhr, als wir uns auf den Weg machten, um langsam dem in der Calle gelegenen Hause der Familie B. zuzuschlendern.

Wir kommen just zur rechten Zeit, meinte Don Pedro, denn die beste Stunde für einen ersten Besuch ist immer bald nach der Ein-Uhr-Messe. Später fahren die Damen gewöhnlich nach Palermo, wo sich, wie Sie wissen, Sonntags die ganze elegante Welt ein Stelldichein gibt. Ich habe übrigens Ihren Besuch schon im voraus angekündigt und wir werden jedenfalls erwartet. Sehen Sie nur, man schaut schon nach uns aus.

Er deutete mit einer leichten Bewegung seines Stöckchens auf eine nicht weit entfernte offene Hausthür, aus welcher zwei dunkle Mädchenköpfe neugierig die Straße entlang blickten. Es sind die beiden Chinitas, welche dort Posten stehen, um unsere Ankunft frühzeitig genug zu melden. Passen Sie nur auf.

Richtig verschwand einen Augenblick später die kleinere der beiden schwarzäugigen Dienerinnen, während die andere in der Thür stehen blieb und uns mit einem halb unterwürfigen, halb vertraulichen Lächeln entgegenblinzelte.

Guten Tag, Juana; ist die Senora zu Hause?

Gewiß, Senores, haben Sie die Güte, näherzutreten.

Das Haus, vor dem wir standen, zeigte auf einem mit grauen Marmorplatten bedeckten Sockel eine einstöckige, mit gelber Oelfarbe gestrichene Schauseite, deren drei hohe Fenster durch zierlich geschnörkelte Eisengitter wie mit einem Netz überspannt waren. Die hinter denselben befindlichen Persianas aus dunkelm Holze waren schräg gestellt um das grelle Tageslicht abzuwehren; die breite, mit reichem Schnitzwerk versehene Eingangsthür stand dagegen weit offen. Durch einen mit bunten Mosaikplatten bedeckten Zaguan (Hausflur), dessen Seitenwände im lebhaftesten pompejanischen Roth strahlten und von dessen Decke eine blitzende Krystall-Ampel herunterhing, betraten wir einen mittelgroßen, von einem Sonnenzelt überdachten Innenhof, der einem blühenden Tropengarten glich.

Ungefähr in der Mitte breiteten zwei prächtige Magnolien ihre saftigen Zweige mit den dicken ovalen Blättern aus und um sie herum standen in großen grün gestrichenen Kübeln süßduftende Jasminstauden, Kamelien mit tiefrothen oder schneeweißen Blüthen und Orangenbäume, aus deren dichtem Laub goldgelbe Früchte hervorlugten. Fast die ganze dem Eingange zugekehrte Wand war von einem Schlinggewächs überwuchert, das von oben bis unten mit violetten Blüthenkelchen bedeckt schien.

Ich hatte kaum Zeit, alles das mit einem flüchtigen Blick zu erfassen, als wir auch schon auf der Schwelle des Empfangszimmers oder, wie man am La Plata sagt, der Sala standen. „Sientanse, caballeros, ya va venir la Senora" — „Setzen Sie sich, Caballeros, die Dame des Hauses wird sogleich erscheinen" —, mit diesen Worten verschwand die Chinita, nicht ohne mich vorher mit neugierig forschendem Blick von oben bis unten gemustert zu haben.

Der Raum, in welchem wir uns befanden, nahm die ganze Breite der Straßenfront ein und war mit ausgesuchter Eleganz möblirt. Ein prachtiger Brüsseler Teppich von ungemein zarten Farben, der auf purpursammtnem Grunde Rosensträuße in helleren Schattirungen zeigte und von einer stilvollen Einfassung umrahmt war, bedeckte den ganzen Fußboden, sodaß auch nicht das kleinste Stück desselben sichtbar wurde; reichgestickte Gardinen, über welche schwere rothseidene Draperieen herabfielen, hüllten die Fenster ein und von der Mitte der ganz in Weiß und Gold gehaltenen Decke hing ein großer achtarmiger Kronleuchter aus geschliffenem Glase herab, auf dessen Kanten das spärlich durch die geschlossenen Jalousieen und die halboffene Thür eindringende Tageslicht in bläulichem Abglanz spielte. Elegante Möbel aus Jacaranda-Holz mit rothem Seidendamast überzogen, vergoldete Phantasiestühlchen, kostbare Schränkchen und Etageren von Boule, Bronzestatuetten und Vasen aus gemaltem Porzellan vervollständigten die Einrichtung, zu deren Glanz einige gänzlich werthlose Oeldruckbilder einen auffallenden Gegensatz bildeten. An die Sala schloß sich unmittelbar, nur durch zwei den Eingang einfassende Saulenpaare getrennt, die etwas schmälere Ante-Sala, deren Einrichtung sich in nichts von der oben beschriebenen unterschied, sodaß beide Räume gewissermaßen als ein einziges Ganzes gelten konnten.

Das Oeffnen einer Thür im Hintergrunde der Ante-Sala und das Rauschen eines Schleppkleides verkündete uns in diesem Augenblick das Nahen der Hausherrin. Eine Dame in mittlerem Alter, deren hoher Wuchs durch eine gewisse Körperfülle nur unwesentlich beeinträchtigt wurde, erschien raschen Schritts, meinem Freunde mit liebenswürdigem Lächeln die kleine fleischige Rechte entgegenstreckend.

Wie geht es Ihnen, Don Pedro? In den klangvollen Lauten der spanischen Sprache glitten diese Worte von ihren Lippen.

Gut, Senora, da ich das besondere Vergnügen habe, Ihnen in diesem ausgezeichneten Caballero, meinen Freund Don Frederico N., vorzustellen.

Auch an mich kam nun die Reihe des Händeschüttelns. Seien Sie mir herzlich willkommen, Caballero N., und belieben Sie Platz zu nehmen.

Dona Carmen deutete dabei mit einer graziösen Bewegung ihres Fächers auf einen dicht neben dem Sofa stehenden Armsessel. Sie durfte, trotzdem sie sich gewiß den Fünfzigern näherte, noch immer für schön gelten, denn ihr volles, regelmäßig geformtes Gesicht, ihr starkes wellenförmiges Haar und ihre durch schwarze Spitzenärmel nur halb verhüllten runden Arme ließen kaum irgend welche Spuren herannahenden Alters erkennen. Ein schwarzes Kleid von schwerer Seide schmiegte sich eng an ihre üppige Büste und ließ, während sie saß, zuweilen die Spitze eines sehr kleinen wohlgeformten Fußes sehen. Wie alle Portenas besaß auch Dona Carmen sehr viel natürliche Anlage zur Weltdame, denn von Steifheit oder gar Verlegenheit war an ihr nicht die geringste Spur zu bemerken. Jede ihrer Bewegungen schien vollkommen abgerundet, für jede Frage fand sie eine verbindliche und unverfängliche Form, sodaß ich fast ohne es zu merken ein vollständiges Examen in Bezug auf meine persönlichen und Familienverhältnisse ablegte. Mein Freund unterbrach dasselbe mit einer Frage nach den ninas (ein vertraulicher Ausdruck, der eigentlich „Kinder", in weiterem Sinne aber „Fraulein" bedeutet und abwechselnd mit dem förmlicheren senoritas gebraucht wird).

Sie werden sogleich kommen, lautete die Antwort, und wirklich erschienen einen Augenblick später zwei bildhübsche Mädchen in eleganten Sommertoiletten, die zuerst Don Pedro und dann mich mit freundlichem Händedruck begrüßten und mir von Dona Carmen als ihre Töchter Manuelita und Rita vorgestellt wurden. Sie mochten zwischen 18 und 20 Jahre alt sein. Die matte, gedämpfte (apagado, sagt der Porteno) Farbe der Haut, die großen, kohlschwarzen, von dicken Brauen beschatteten Augen, die vollen Formen ihres Oberkörpers, der kleine Fuß und endlich die zwar nicht große aber unschöne, knochige Hand: das waren die untrügerischen Merkmale einer Abstammung aus echtem Criollo-Blut. Manuelita, die ältere von beiden, hatte sich inzwischen auf dem ihr von mir dargebotenen Sessel an der Seite ihrer Mutter niedergelassen, sodaß sie zwischen dieser und mir saß, während ihre jüngere Schwester uns gegenüber an der Seite meines Freundes Platz nahm, der ziemlich allgemein als ihr novio (Verlobter) galt. Eine öffentliche Verlobung, die von den Eltern feierlich verkündet oder gar durch die Zeitungen und besondere Anzeigen zur allgemeinen Kenntniß gebracht wird, kennt man im romantischen Südamerika nicht und es umschließt daher auch den novio und die novia nicht entfernt jenes feste, auch äußerlich erkennbare Band, welches den Bräutigam an die Braut kettet. Der südamerikanische novio ist eben nach deutschen Begriffen nicht weiter als ein den Eltern genehmer Courmacher, dem auch dann keinerlei besondere Rechte eingeräumt werden, wenn er in aller Form bei Papa und Mama um die Hand seiner Angebeteten angehalten hat. Man betrachtet ihn dann in der Familie allerdings comprometido (versprochen), gestattet ihm aber noch immer nicht die geringste Vertraulichkeit gegenüber seiner comprometida, nicht einmal einen Händedruck — ausgenommen bei der Begrüßung und beim Abschied — und viel weniger also einen Kuß oder eine Umarmung. Nur durch immer häufiger sich wiederholende und stets länger ausgedehnte Besuche, durch leise geflüsterte Worte, heiße Blicke, Blumenspenden und Angebinde anderer Art, namentlich Fächer und Schmucksachen, darf er den Gefühlen Ausdruck verleihen, die ihn beseelen, und erst nachdem er vor dem Altar Gattenrechte erworben, fällt ihm mit dem ersten Kusse die Braut ganz anheim. So wenigstens will es die gute Sitte, und in denjenigen Familien, wo man streng auf sie hält, läßt man deshalb die Verlobten bis zum Tage der Hochzeit auch nicht einen einzigen Augenblick allein. Immer ist eine Mutter, eine ältere verheirathete Schwester oder eine Tante vorhanden, die sich der manchmal nicht ganz leichten Aufgabe unterzieht, sie zu bewachen, cuidar novios sagt man am La Plata.

Und das erscheint angesichts der Umstände so gerechtfertigt, denn da, wie schon erwähnt, kein äußerlich erkennbares Band den novio als solchen kennzeichnet und an die novia fesselt, so flattert der veränderungssüchtige, wetterwendische Caballerito als echter Vicaflor (eine Kolibri Art, die an den Blumenkelchen nascht) mit einer Leichtigkeit von Blüthe zu Blüthe, welche die Frische derselben sehr gefährden würde, wenn man ihm gestattete, mehr auszusaugen als eben den Duft. Das deutsche Wort: „einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren," läßt sich nicht ohne weiteres auf jene Länder der heißen Sonne und der heißen Herzen übertragen, wo die Grenzen nicht so leicht festzustellen sind.

Dank dem lebhaften Temperament Donna Carmens kam die anfangs ein wenig zurückhaltend geführte Unterhaltung bald in immer lebhafteren Fluß. Man plauderte in sehr zwangloser Weise für diesen oder jenen italienischen Tenor Partei, von den Tertulias und den Ballen, von dem bevorstehenden Casamiento dieser oder jener befreundeten Ninna und erzählte, daß Magdalena Fulana einen Novio gefunden, Enriqueta Sutana aber von dem ihrigen sitzen gelassen worden sei.

La pobre (die Arme), äußerte Donna Carmen in bedauerndem Tone, es ist schon der zweite bolsazo (wörtlich Sackschlag, dem Sinne nach aber Korb), den sie bekommt.

Pero tambien es muy fea — aber sie ist auch sehr häßlich, meinte Fräulein Rita.

Inzwischen hatte man Mate gebracht, den ein zwölfjähriges Indianermädchen herumreichte. Ich hatte dieses Getränk früher nie leiden können, weil es mich anwiderte, mit allerlei unbekannten Leuten aus ein und derselben Röhre das herbe, meist von einer schmutzigen China zubereitete Zeug aufzusaugen. Diesmal kostete mich das indeß keinerlei Ueberwindung, im Gegentheil, ein Blick auf den hübschen frischen Mund und die Perlenzähne Donna Manuelitas ließ mir den Gedanken, meine Lippen an dieselbe Stelle zu setzen, wo soeben noch die ihrigen geruht hatten, sogar recht reizvoll erscheinen. Während nun die reichverzierte Kürbisschale mit der silbernen bombilla (Röhre) unter uns die Runde machte, stand die Indianerin unbeweglich, einer Bildsäule gleich, einige Schritte abseits. Sie war nicht nur reinlich, sondern auch mit einer gewissen Koketterie gekleidet, dabei trotz ihrer großen Jugend körperlich schon fast vollkommen entwickelt und zeigte den ausgesprochenen Typus der gegenwärtigen im Aussterben begriffenen pampean'schen Rasse. Glattes strähniges Haar, durch ein brennend rothes Seidenband nach hinten zusammengehalten, umrahmte ihr breites, sonnenverbranntes Gesicht, aus dem kleine, starrblickende Augen hervorschauten. Als sie sich zurückzog, um den Matekopf von neuem füllen zu lassen, fiel mir ihr eigenthümlich schleppender Gang auf und Donna Carmen, die das bemerkte, warf deshalb wie beiläufig hin:

Sie ist eine india und noch wenig ans Gehen auf unseren Teppichen gewöhnt.

So ist sie erst kurze Zeit in Ihren Diensten?

Sie gehört nicht uns, sondern Tante Leonor, äußerte Manuelita.

Sie „gehört" Ihrer Tante, wie ist das zu verstehen, konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

Donna Carmen lächelte. Sie dürfen den Ausdruck nicht ganz wörtlich nehmen. Das Mädchen wurde, als neulich der letzte Transport von gefangenen Indianern hier anlangte, von den damas de beneficencia (Wohlthätigkeits-Damen) meiner frommen Tante Leonor übergeben, um in deren Hause erzogen und zu allerlei leichteren Dienstleistungen angewiesen zu werden. Dort hat sie es sehr gut und die Tante ist vor allem bestrebt, eine gute Christin aus ihr zu machen, denn sie hält streng darauf, daß Filomena jeden Tag die Messe besucht. Da sie selbst eines Unwohlseins wegen heute nicht zur Kirche gehen konnte, so sandte sie uns das Mädchen auf ein paar Stunden herüber.

Sie soll die Tochter eines Kaziken sein, nicht wahr, Mama?

So behaupten wenigstens einige ihrer früheren Gefährtinnen.

Das Gespräch stockte infolge des Wiedereintritts der india einen Augenblick und nahm dann eine andere Wendung. Bald darauf nickte mir mein Freund bedeutungsvoll zu und wir standen auf, um uns zu verabschieden, wobei wir nach Landessitte den Damen abermals die Hand reichten.

Es hat mir viel Vergnügen bereitet, Sie kennen zu lernen, Caballero, und ich bitte Sie, fortan dieses Haus als das Ihrige anzusehen, sagte mir Dona Carmen, ohne sich indeß dabei einen Zoll breit von ihrem Sitz zu erheben.

Mit einigen Dankesworten und den in solchen Fällen üblichen Höflichkeitsphrasen entfernten wir uns.

Später sah ich Donna Carmen und ihre Töchter noch recht oft, und immer setzte man mich neben Manuelita, mit der ich bald auf ziemlich vertrautem Fuße stand. Ich brachte ihr Caramelos (Bonbons und Zuckerwerk) und kleine Blumensträußchen, welche sie nicht nur mit holdseligem Lächeln entgegennahm, sondern auch sofort an ihrem Busen befestigte und mit den Veilchen, Rosen oder Jasminblüthen heimzahlte, welche an derselben Stelle geruht hatten. Kein Wort von Liebe war zwischen uns gesprochen worden, allein dennoch nannte man mich ihren Novio, und im südamerikanischen Sinne des Wortes war ich es auch. Vielleicht hätte ich's sogar zum erklärten Bräutigam und noch weiter bringen können, wenigstens ließ Freund Pedro, der inzwischen seine Rita glücklich heimgeführt hatte, mehrfalls Bemerkungen fallen, die ich in diesem Sinne deuten mußte. Wer weiß also, was geschehen wäre, wenn mich nicht dringende Geschäfte gezwungen hätten, ziemlich plötzlich Buenos Aires auf mehrere Monate zu verlassen. Als ich zurückkehrte, hatte ein schwarzbärtiger Estanciero aus dem Süden meinen Platz an der Seite Manuelitas eingenommen, die denn auch bald darauf seine Frau wurde. Ich erfuhr damals auch, daß Tante Leonor mit ihren Bemühungen, aus der jungen Pampablüthe Filomena eine Art Santa (Heilige) zu machen, nicht viel Glück gehabt hatte, denn die Kleine ließ sich, noch nicht ganz dreizehn Jahre alt, von einem Pferdebahnkutscher entführen und nahm dabei, aus Versehen wahrscheinlich, Donna Leonors Schmuckkästchen mit fort.

Die ganze ziemlich alltägliche Episode aber lebt deshalb noch in meiner Erinnerung, weil ich dabei an mir persönlich die Erfahrung machen konnte, daß es allerdings kein besseres Mittel giebt, um schnell Spanisch zu lernen, als das von meinem Freunde vorgeschlagene.

Die elektrische Eisenbahn.

-- In Wien schwebt gegenwärtig ein Proceß, dessen Objekt die Anlage und das Material einer Bahn, dessen Verklagter aber der Director einer — Bühne ist. Die Firma für elektrische Anlagen, Mayer und Wolf in Wien, hat nämlich den Director des dortigen Volkstheaters, Herrn v. Bukovics, auf Zahlung von sechszig Gulden für eine ihm gelieferte „elektrische Eisenbahn", die Herr v. Bukovics im Jahre 1889 seinen Kindern zum Weihnachtsgeschenk machen wollte, verklagt. Da Herr v. Bukovics diese elektrische Eisenbahn für mißlungen erklärte — der elektrische Motor reichte nicht aus, den Zug in Bewegung zu setzen — so ordnete das Gericht über die „Betriebsunfähigkeit" dieser elektrischen Eisenbahn einen Sachverständigen-Befund an, und es fand bereits einmal in den Räumen des Bezirksgerichts eine Probefahrt mit diesem Miniatur-Eisenbahnzuge statt, die aber so kläglich verlief, daß ein neuer Fahrversuch angesetzt werden mußte, während in der Zwischenzeit einige unwesentliche Mängel behoben werden sollten. Die zweite Probefahrt hat nun stattgefunden und es ist ein Eisenbahnunfall zu verzeichnen. Es fand eine Entgleisung des Zuges statt. In einem Saale des Bezirksgerichtes fand diese Probefahrt statt, zu welcher sich eine Commission aus sechs Mitgliedern eingefunden hatte: der Richter, ein Protokollführer, zwei Sachverständige für elektrische Betriebsanlagen und die Vertreter der Proceßparteien. Ein großes Brett, auf welchem rund herum Schienen liefen, war in dem Saale aufgestellt, und nun wurde der elektrische Eisenbahnzug in Betrieb gesetzt. Anfangs rollte der Zug ganz ernsthaft auf den Schienen dahin, plötzlich aber bekamen die Waggons einen gewaltigen Ruck, der ganze Zug gerieth aus den Schienen und man hatte das Schauspiel einer Entgleisung im Kleinen vor sich. Die Sachverständigen erklärten, daß die mangelhafte Construction der Schienen die Ursache der „Entgleisung" sei. Es wurde daher eine neuerliche dritte Probefahrt für nothwendig erklärt und vorher sollen die Schienen in die richtige Lage gebracht werden. Der Richter vertagte daher die Verhandlung und wird den Termin der dritten „elektrischen Probefahrt" im schriftlichen Wege bekannt geben. — Niemals wohl hat ein Proceß um ein Kinderspielzeug so große Dimensionen angenommen, als es hier der Fall ist.

Doppeltes Unglück. „Aber sag' mir, Hans, warum bist Du denn immer so traurig?"

„Ach geh', ich hab' ein doppeltes Unglück!"

„No, was ist's denn? da weiß ich ja gar nichts davon!"

„Erstens bin ich mit Dummheit g'schlag'n —"

„Geh', laß' geh'n, weißt nit, die dummen Leut' haben das größte Glück! No und das zweite Unglück ist?"

„No das ist eben, daß ich bei all dem kein Glück habe!"

— Was nicht gar. „Ei, Herr Toffel, ist es denn wahr, daß Ihnen Ihre Frau neulich ein paar Ohrfeigen gegeben hat?" — Was doch nicht gar, Herr Nachbar! Das wissen's ja selbst, daß gewöhnlich die Hälfte von dem, was die Leute sagen, erlogen ist!"

Im „holden Wahnsinn".

Von Theodor von Sosnocky.

Man hat die poetische Begeisterung „holden-Wahnsinn" genannt. Ob mit Recht, soll hier nicht erörtert werden. Zunächst handelt es sich darum, ob die Bezeichnung „Wahnsinn" zutrifft; das Beiwort „hold" kommt vorläufig noch nicht in Betracht.

Vorausgeschickt muß werden, daß der Ausdruck „dichterische Begeisterung" hier im weitesten Sinne aufzufassen ist, daß damit also nicht blos die Verzückung des Oden- oder Hymnendichters gemeint ist, sondern auch der schaffende Geist des Prosa-Schriftstellers.

So meinen Felix Dahn und Marcel Brociner, das Korn sei blau. „Das Korn blau?" wird man erstaunt fragen, „das ist doch wohl ein Irrthum, man meint natürlich gelb." Nein, nein, das Korn ist blau. So steht es ganz unzweideutig in Dahns „Kampf um Rom" und Brociners „Schikele". Beide Autoren brauchen da den Ausdruck „kornblau". Wenn sie damit aber die Farbe der sogenannten Kornblume Centaurea cyana meinten, dann müßten sie sagen: kornblumenblau. Oder glauben sie etwa, daß die Kornblume das sei, was ihr Name sagt: die Blume des Kornes? Wohl möglich, daß sie das thun, aber das hieße doch die licentia poetica auf die Wissenschaft ausgedehnt. Nun, Carl Bleibtreu, der „Realist", macht es thatsächlich so, indem er den frischen Mund eines jungen Mädchens als „ihrer Lippen Erdbeerblüthe" bezeichnet. („Größenwahn.") Die junge Dame war also offenbar im höchsten Grade bleichsüchtig, denn die Erdbeerblüthen sind ja bekanntlich weiß.

So leisten zwei Vertreter so verschiedenartiger literarischer Dichtungen, wie Dahn und Bleibtreu es sind, einander unfreiwillig Gesellschaft.

Bisher hat man nur stahlgrau und stahlblau gekannt: Wilhelm Jensen bereichert den Wortschatz mit dem Ausdruck „stahlblond". (Ueber die Wolken.)

Höchst erstaunlich ist die Schärfe der Augen Hermann Heibergs. Er erkennt sogar an abstrakten Dingen Farben. So spricht er von einer „schwarzgrauen Verachtung" und „lila-roth-grünen Bemerkungen". (Aus den Papieren der Herzogin von Seeland). In ähnlicher Weise erkennen auch E. M. Vacano und Graf Emmerich Stadion die Umrisse des Geistes, vorausgesetzt, daß es nicht zu dunkel ist. Sie schreiben:

„Es war ein so dämmernder Märztag, daß man die feinen Nüancen ihrer Persönlichkeit und ihres Geistes nicht wahrnehmen konnte." (Dornen.)

Diese beiden Herren haben auch eine überaus feine Nase. So „riechen sie durchstochene Karten." (Dornen.)

Ueberhaupt haben die Dichter sonderbare Nasen: Anton Freiherr von Perfall zeigt in dem Satze:

„Von ihrem jugendlichen, gesundheitstrotzendem Leibe stieg es auf wie frischer, kräftiger Heuduft." (Gift und Gegengift.)

Adolf Wildbrandt läßt einen seiner Helden einem Mädchen sagen: „Wie ein Kornfeld im Sonnenschein, so duftet Deine Wange." (Adams Söhne.) In demselben Romane spricht Wildbrandt auch vom dorffüßen Hollunderdufte. Also der Hollunder duftet! Nun, das ist Geschmacksache; im Allgemeinen gilt er aber nicht als wohlriechend, und das Wort „Duft" ist hier doch offenbar im Sinne von „Wohlgeruch" gemeint. Immerhin aber kann man Wildbrandt das Recht, den Hollunder duften zu finden, nicht streitig machen. Es liegt jedoch die Vermuthung nahe, daß er mit dem Worte Hollunder Flieder (Syringa vulgaris) meint, den die Dichter mit Vorliebe Hollunder nennen, wahrscheinlich, weil ihnen das besser gefällt. Diesen Hollunderduft bezeichnet also Wildbrandt mit dem klassischen Beiworte „dorffüß", d. h. süß wie ein Dorf.

Die größte Nasenleistung bietet aber doch Jensen. Er riecht den Mond, denn er spricht vom „Monddufte der Springen" (Jugendträume). Das will etwas heißen. Der Mond ist ja im Mittel nicht weniger als 384,400 Kilometer von uns entfernt, eine Distanz, der gegenüber selbst die längste Nase ohnmächtig würde.

Daß ein Parfüm durch seinen Geruch ein Wegweiser sein kann, ist gewiß; neu dagegen ist es, daß es auch ein weittönender Wegweiser ist, wie Vacano und Stadion in ihrem Roman „Dornen" behaupten. Wie man sieht, sind bei diesem Dichterpaare alle Sinne von ganz unglaublicher Schärfe. Besonders ihre Ohren sind ungemein fein construirt, denn sie vermögen es, die Todten lachen zu hören, wie könnten sie sonst von einer Dame sagen: sie lachte todtenhaft. Dieses Ohrenkunststück scheint unübertrefflich: und doch wird es übertroffen, und zwar von Marcel Brociner, dem Entdecker des „blauen Kornes." Er schreibt nämlich: „Da tönt Olgas Lachen wieder durch die Stille. Es ist dasselbe lautlose Lachen." (Doctor Hamlet.)

Aus diesen Proben geht wohl zur Genüge hervor, daß die Sinne der Herren Dichter oft etwas empfinden, was gar nicht vorhanden ist, daß man also insofern das Recht hat, von Dichter-Wahnsinn zu sprechen.

Wem diese Proben doch noch nicht genügend erscheinen sollten, der lese die Werke Albert Conradis. Derselbe schreibt in seiner Novelle „Unterm Nußbaum": „Dieses Bett mit seiner ungeheuren Decke, die so viel Versteckendes, Zuguterredendes, in's Land weicher, mildfingerige: Träume hinein wohllüstig Entsagendes besaß.... Da brennen plötzlich verschleierte, glühende und mit zärtlicher Ironie leuchtende Kerzen auf am Weihnachtsbaume der Erinnerungen, die so weit, so weit mit ihren glitzernden Lichtfäden zurückperlen, zurückperlen in das Land der Jugend, wo der grüne Damast der Natur Deinen Blick segnet, wo weiche, schwermüthige, flockig gerippte Teppiche Deinen stürmischen Schritt dämpfen, wo Du glaubtest, daß Dir die siedende Sehnsucht nach den Marmorblöcken der That, in welcher allein man stille und von Frieden beherbergt sein darf, die klopfende Brust zersprengte."

Unter dem segnenden Damast, den schwermüthigen Teppichen und den zärtlich-ironischen Kerzen gebührt wohl den letztgenannten die Palme. Man stelle sich doch nur das ironische Lächeln einer Paraffinkerze vor — oder können vielleicht nur Wachskerzen so lächeln? — wie es bei allem Spotte doch zärtlich in ihren Augen blinkt, und man wird begreifen, welch' grandiose Lebenswahrheit in dieser Darstellung liegt.

Aus dem Leben Ludwigs I. von Bayern.

Mehrere fesselnde kleine Züge aus dem Leben Ludwigs I. von Bayern theilt nach dem soeben erschienenen 4. Bande der „Erinnerungen des Joh. Nepom. von Ringseis" Dr. A. Sulzbach in der „Frkf. Ztg." mit.

Im Jahre 1817 machte Ringeis mit dem damaligen Kronprinzen die erste Reise nach Italien. Das war damals, namentlich in dem unwegsamen Sizilien, noch sehr beschwerlich; der Kronprinz machte alle Strapazen mit durch, er bewährt sich als tüchtiger Fußgänger und muß oft in einer elenden Baracke auf einer auf die Steinplatten des Fußbodens gelegten Matratze übernachten. Angenehmer ist das Leben in Rom, das der Prinz jetzt nicht zum ersten Male betrat. Der kunstsinnige Fürst sucht vor Allem die Ateliers von Camuccini, Canova, Thorwaldsen, Schadow und Cornelius auf, macht Bestellungen für die von ihm angelegte Glyptothek, kauft für sein Privatkabinet Manches an und sammelt eine Schaar von Künstlern um sich, mit denen er an den Freuden des Carnevals theilnimmt. Er durchstreift Rom nach allen Richtungen und bewundert immer von Neuem die künstlerischen Reste der alten Weltstadt.

Als er einmal an den Kaiserpalästen des Palatinhügels vorbeifuhr, bemerkte er zu Ringseis, daß er bei seinem ersten Aufenthalt in Rom im Jahre 1805 die Absicht gehabt habe, hier für Schüler ein Stück Land zum Bau eines Wohnhauses zu kaufen, als dann die Nachricht von des Dichters Tode den Plan vereitelte.

Eine Eigenthümlichkeit des Prinzen veranlaßte eine diplomatische Anfrage; recht bezeichnend für jene Zeit. Der Prinz liebte es, sich mit seinem Gefolge in einer besonderen Kleidung zu zeigen. Sie sollte altdeutsch sein, von einem Kenner erfuhr er, daß sie spanisch sei. Kurz, sie machte Aufsehen, so daß man einige schalkhafte Römerinnen über die Maskenanzüge nach der Fastnachtszeit sich lustig machen hörte. Die überall schnüffelnde Diplomatie aber witterte Unrath, so daß eines Tages ein Diplomat bei dem baierischen Geschäftsträger v. Rechberg anfragte, was diese altdeutsche Tracht bedeuten solle, ob nicht vielleicht irgend ein geheimer altdeutscher Bund dahinter stecke; es seien jetzt so bündlerische Zeiten. Der Kronprinz behielt auch später noch seinen altdeutschen Rock bei, bis er einmal in Brückenau einen Seiltänzer in einem ähnlichen Gewande seine Sprünge machen sah; da legte er ihn ab.

Wie naiv Ludwig I. als König der Etikette gegenüberstand, beweist folgende kleine Geschichte. Einmal wurde der König zu einem dramatischen Abend im Hause Ringseis erwartet, die Herren hatten sich mit der Rücksicht auf den hohen Besuch mit weißen Kravatten versehen; das überraschte den König, der eine schwarze Halsbinde trug. „Lakai, nach Hause fahren", befahl er, „eine weiße Halsbinde holen!" Und mit dieser betrat er den Salon. — Ludwigs Sparsamkeit, die nicht selten an Geiz grenzte, ist bekannt. Doch irrt man sich, wenn man ihn schlechthin für einen Geizhals hält, er war in manchen Dingen kleinlich, konnte aber doch mit vollen Händen geben, wenn es sich um Kunst oder Verschönerung seiner Residenz handelte. Aber Ringseis weiß auch mitzutheilen von dem Wohlwollen, das er Armen gegenüber bewies, und daß er manche Thräne durch wahrhaft fürstliche Spenden getrocknet hat. Da ist denn kein Fehler, wenn ihm das Geringste nicht zu gering schien, um es unbeachtet zu lassen. Wenn es einmal bei einem Theeabend vorkam, daß er von der Frau des Hauses sich keine neue Tasse reichen ließ, sondern, mit dem Finger auf die erste weisend, sagte: „Hier auffüllen! Hier ist noch etwas Zucker darin!" so kann solche bürgerliche Einfachheit mehr anziehen, als abstoßen.

— Eine Anzeige, die mit satirischen Schlaglichtern gewisse Verhältnisse unseres kaufmännischen Lebens beleuchtet, findet sich in einer Nürnberger Zeitung. Es ist da zu lesen: „Für einen jungen Mann aus guter Familie, welcher seine Lehrzeit in einem Engros-Geschäft beendet hat, wird eine Stelle als Commis gesucht. Derselbe ist durch eine dreijährige ausschließliche Lehrpraxis im Briefabklatschen, Packet- und Briefaustragen, Zeitungsholen, Magazin- und Hofraumkehren, Abstauben, Lampenputzen, Kohlenschaufeln u. s. w. gründlich erfahren und daher im Stande, in den genannten kaufmännischen Wissenschaften (Au! Anm. d. S.) wirklich Gediegenes zu leisten. Gefällige Offerten unter „M. K." erbeten."

— Es giebt nur 83,000 Zeitungen und Zuschriften in der Welt. Mindestens ein Sechstel davon hat die größte Circulation der Welt.

— Ordnung machen, heißt Mancher: den Schmutz aus einer Ecke in die andere kehren.

Die größte That in unserer Zeit.

In „Schorers Familienblatt" wird die Frage aufgeworfen: Was wäre die größte That, die ein Mensch in unserer Zeit vollbringen könnte? Darauf sind folgende Antworten eingegangen:

Die größte und zugleich segensreichste That, die ein Mensch unserer Zeit vollbringen könnte, ist, die sociale Frage zu lösen. — Viel Glück dazu wünscht dem thatendurstigen Frager

Liesa B. aus M